

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft

Jörg M. Pönnighaus: »Heimkehr«

[Herr Kunze, 1919, Melanom]

„Wann sind Sie geboren?“

„1919.“

„Wirklich? Da haben Sie sich aber gut gehalten“. Herr Kunze wirkte auf mich eher wie ein rüstiger siebzigjähriger als wie ein dreiundneunzig Jahre alter. Es sollte bei ihm eine Sentinel Lymphknotenentnahme gemacht werden. Warum in seinem Alter noch? „Da sind Sie ja noch im Krieg gewesen.“

„Ja, sicher.“

„Bei was für einer Einheit waren Sie?“

„Ich war bei der Nachrichtentruppe.“

„Bei den Funkern?“

„Nein, wir mussten Telefonleitungen legen. Wir waren zu fünft und sind mit einem Auto rumgefahren und haben Telefonleitungen gelegt und repariert. Den ganzen Russlandfeldzug habe ich mitgemacht. Zuletzt sind wir in Ostpreußen gewesen und von dort nach Pommern gekommen. Dort, bei Schwerin, waren die Russen fünf Kilometer vor uns und die Amerikaner hinter uns. Da sind wir zu den Amerikanern gelaufen, jeder mit einer Decke und einer Zeltplane, um in amerikanische Gefangenschaft zu kommen. Selbst in Stalingrad waren wir, aber dort bekam ich die Gelbsucht und wurde mit dem letzten Zug zurückgeschickt.“

„Wo sind Sie eigentlich her? Ich meine, von Ihrer Sprache her sind Sie kein Vogtländer.“

„Ich bin aus Schlesien, aus Neisse.“

„Und wann wurden Sie eingezogen?“

„1940, nach dem Frankreichfeldzug. Als sie Leute brauchten für den geplanten Russlandkrieg. Ich war kaufmännischer Angestellter in einer Malzfabrik. Wir stellten Braumalz her für die Brauereien. Ja, aus Gerste. Und zunächst durfte aus diesen Malzfabriken niemand eingezogen werden. Das änderte sich dann nach dem Frankreichfeldzug. Ich kam zur Ausbildung nach Hofgeismar, aber zwischendurch immer wieder zur weiteren technischen Ausbildung für das Telefonieren. Das hatte mich schon immer interessiert.“

„Waren Sie Einzelkind?“

„Nein, ich hatte einen älteren Bruder, 1915 geboren, und einen jüngeren Bruder, der war nur 13 Monate jünger als ich. Aber mein älterer Bruder ist 1942 in Russland verschwunden. Einfach verschwunden. Er war Bataillonsspieß. Und als ein Befehl kam, die Einheit solle sich zurück ziehen und gerade kein Melder da war, hat er sich selbst auf den Weg zur vorderen Linie gemacht, um die zu benachrichtigen. Und auf dem Weg dorthin ist er verschwunden. Sie haben auch am nächsten Tag noch einmal nach ihm gesucht, aber sie haben keine Spur

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft

Jörg M. Pönnighaus: »Heimkehr«

von ihm finden können.

Ich war ja nie so für das Marschieren. Aber mein jüngerer Bruder war ganz versessen auf Uniformen und aufs Marschieren und stieg immer höher auf in der HJ. Er war dann später bei der Luftwaffe, aber beim Bodenpersonal in Frankreich. Er ist in amerikanische Gefangenschaft gekommen.

Ich habe das Kriegskreuz mit Schwertern bekommen, als einziger in unserer Einheit, aber befördert worden bin ich nie. Ich habe da einfach keinen Wert drauf gelegt.

Ja, mein Vater wurde auch eingezogen aber nicht zur Wehrmacht sondern zu einer Baufirma. Die mussten die Unterkünfte in Auschwitz bauen für die Häftlinge. Da ist er aber angeeckt und beinahe selbst ins KZ gekommen, weil er sich über die Behandlung der Häftlinge aufgeregt hat. Er war immer ein aufrechter Mann. Und nur weil er sich mit dem Kreisleiter daheim gut verstand, ist er davon gekommen. Der hat sich darum gekümmert, dass er nicht selbst ins KZ kam.“

„Hat Ihr Vater Näheres von Auschwitz erzählt?“

„Nein, nie. Auch dass er Schwierigkeiten bekam, habe ich von meiner Mutter gehört. Er hat nie selbst davon angefangen. Das war nie ein Thema bei uns. Auch mein Bruder und ich haben nie über den Krieg geredet.“

„War Ihr Vater denn Zeuge von Vergasungen von Juden?“

„Also ich habe in Kiew ein Auffanglager für die Juden gesehen. Ich bin so durch die Stadt gelaufen und dann waren da so Wachtposten, Landser mit Karabinern, und die habe ich gefragt, ‚was bewacht ihr denn da?‘ Da haben die gesagt, dass sie Juden bewachen. Ich habe mich dann ein wenig umgeschaut. Da waren in einem Viereck Häuserruinen, keine Dächer mehr, nur noch ein paar Wände. Da hockten die Juden. Der eine oder andere hatte sich ein wenig Stroh besorgt, auf dem er hockte und vielleicht gegen eine Mauer lehnte. Aber die meisten hatten nichts. Zu essen bekamen sie auch nichts. Wenn die Wachmannschaften jemanden liegen sahen, dann haben sie ihn einfach mit Gewehrkolben tot geschlagen. Die Wachmannschaften waren meist Ukrainer, wirklich abgebrühte Kerle. Ja, und wenn sie jemanden tot geschlagen hatten, haben sie anderen Gefangenen gewunken und denen angedeutet, dass sie den Toten auf einen großen Haufen in einer Halle werfen sollten. Ja, als ich das gesehen habe, ja da war meine Begeisterung für Hitler und seine Genossen vollständig dahin. Berge von Leichen.

Ungefähr dreißig Minuten sind wir da rumgelaufen, um uns das Lager anzuschauen. Ja, da war meine Begeisterung dahin!“

„Ich meinte eigentlich, ob Ihr Vater gesehen hat, dass die Juden tatsächlich vergast wurden. Ob er das bezeugen könnte.“

„Nein, er war ja nur so lange in Auschwitz, bis die Baracken fertig waren. Die Baufirma ging dann weiter nach Osten, als sie die Unterkünfte in Auschwitz gebaut hatten. Die Häftlinge wurden getreten und totgeschlagen, aber das Vergasen hat er nicht miterlebt. In Russland ist er dann in Gefangenschaft gekommen. Sie mussten in einer Kolonne ostwärts marschieren und neben ihnen ritten Kosaken. Wenn einer der Gefangenen hinfiel, weil er nicht weiter konnte, haben ihn die Kosaken entweder erschossen oder mit dem Gewehrkolben den Kopf eingeschlagen. Und mein Vater ist auch mal gestolpert und hingefallen. Die beiden

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft

Jörg M. Pönnighaus: »Heimkehr«

Kameraden rechts und links von ihm haben ihn sofort wieder hochgezerrt, aber da sauste schon der Gewehrkolben von einem Kosaken auf seinen Rücken nieder und er stürzte wirklich hin. Und sie wollten ihn gerade ganz fertig machen, da kam eine russische Ärztin vorbei und hat ihn ins Lazarett mitgenommen. Und ihn auch wieder so einigermaßen hinbekommen. Arbeiten konnte er nie wieder, aber er kam wieder nach Hause und hat dann noch zehn Jahre oder so gelebt. Er hat sich dann sehr mit einem katholischen Pater angefreundet und mit dem abends immer ein Bier getrunken. Was er da im KZ miterlebt hatte, hat ihn wohl doch zuletzt noch sehr beschäftigt.

Als wir in Ostpreußen waren und uns dort in einem Dorf aufhielten, kamen da auch eine Kolonne KZ Häftlinge vorbei. Nur Männer und Frauen, komischerweise keine Kinder. Und immer wenn einer zusammenbrach, haben die Wachmannschaften ihn totgeschlagen oder erschossen und die Leichen wurden einfach auf der linken Straßenseite liegen gelassen. Am Ende folgten ein paar Pferdefuhrwerke, auf die dann die Leichen geworfen wurden. Den Häftlingen ging es genauso, wie es dann meinem Vater in russischer Gefangenschaft erging. Wir konnten ja nichts machen. Wir hatten ja nur unsere Seitengewehre und die Wachmannschaften sahen so aus, als würden sie nicht zögern, uns auch zu erledigen, wenn wir den Häftlingen zu Hilfe kommen würden. Da konnten wir uns nur umdrehen und auf den Boden spucken. Mehr konnten wir nicht machen.“

„Was haben Sie nach dem Krieg gemacht?“

„Na ja, ich hatte von meiner Mutter eine Nachricht bekommen, dass sie in Selbitz untergekommen waren, und dort hin bin ich dann auch nach meiner Entlassung aus amerikanischer Gefangenschaft. Zunächst war es schwierig eine Arbeit zu finden, aber dann habe ich für die Amerikaner gearbeitet. Wieder im Telefondienst. Und von den Amerikanern sind wir von der Post übernommen worden...“

Meine Frau? Die ist vor sieben Jahren gestorben. An Alzheimer. Ich habe sie zehn Jahre gepflegt. Aber das habe ich nie als Arbeit empfunden, das war einfach selbstverständlich. Morgens habe ich sie immer als erstes unter die Dusche gestellt, sie war ja inkontinent...“

*

„Woher wussten Sie, dass Ihre Mutter in Selbitz war?“

„Ja, die letzte Nachricht, die ich auf meiner Feldpostnummer bekommen habe; darin schrieb sie, dass sie nach Selbitz evakuiert worden seien. Aber sie hatte geschrieben, nach Velbitz. Doch glücklicherweise hatte sie geschrieben, Velbitz bei Bayreuth. Und Bayreuth war mir ja ein Begriff. Ich war damals in der Nähe von Schwerin. Die Russen kamen immer näher, und da habe ich zu meinem Trupp gesagt, jetzt los Richtung Westen, vielleicht schaffen wir es ja doch noch über die Elbe. Und da sind wir losgefahren. Ich dachte halt, die Waldwege würden noch nicht alle gesperrt sein. So sind wir auch gut voran gekommen. Irgendwann hat der Fahrer aber gesagt, er sei es jetzt leid über Feldwege zu fahren, er wolle im nächsten Dorf auf einer richtigen Straße weiterfahren. Ich hab gesagt, wie du willst, ich habe euch ja nichts mehr zu sagen. Im Dorf haben sie uns noch zu gewunken, ‚Macht’s gut, viel Glück‘. Kurze Zeit später stand dann der erste amerikanische Soldat an der Straße. Ich wusste gar nicht, wie amerikanische Uniformen aussahen. Wir kannten ja nur russische Uniformen. Aber wir haben

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft

Jörg M. Pönnighaus: »Heimkehr«

natürlich gehalten und sind ausgestiegen. Und ich hab zu meinen Leuten gesagt, lasst die Gewehre zurück. So sind wir zu den Amerikanern gegangen. Na ja, so kamen wir in Gefangenschaft. Ich hab dann gesehen, wie sie denen vor mir die Uniformen hoch gestreift haben und meinen Kameraden gleich die Uhren abgenommen haben. Und ich hab gedacht, diese reichen Amerikaner müssen uns die Uhren klauen! Da, muss ich sagen, hatten die Amerikaner bei mir verschissen. Ich hab mich dann noch umgedreht, meine Uhr abgemacht und dahin gesteckt, wo wir in der Uniformjacke eine kleine Tasche für Verbandspäckchen hatten. Die Verbandspäckchen habe ich weggeworfen und da meine Uhr hineingesteckt. Als mir ein amerikanischer Soldat dann die Uniformjacke hochgestreift hat, war da eben keine Uhr mehr. Er hat natürlich den weißen Fleck gesehen und wollte wissen, wo die Uhr war. Na ja, mein Englisch war ja sehr mangelhaft und ich wusste das Wort für klauen nicht und hab nur gesagt, ‚Kamerad, weggenommen‘. Damit hat er sich zufrieden gegeben. Auf die Weise habe ich meine Uhr behalten können. Die Amerikaner haben uns dann den Engländern übergeben und wir kamen in ein Lager nach Schleswig-Holstein. Dort war eine ganz große Scheune mit Strohballen und in der war Platz für so 200 Leute. Die anderen haben sich Strohballen genommen, um sich daraus sozusagen Betten zu machen. Mir hat das aber nicht gefallen, denn ich hab gesehen, wie sich alle gekratzt haben. Da bin ich mit einem Kameraden noch einmal rausgegangen und wir haben eine Leiter gesehen, sind die hoch geklettert, und da war ein Taubenschlag. Da waren keine Tauben mehr drin, die waren wohl längst alle gegessen worden, aber wir haben es uns dann in einer Ecke von dem Taubenschlag gemütlich gemacht und dort zu zweit geschlafen.

Irgendwann wurden wir dann nach Nürnberg geschickt, um dort entlassen zu werden; hieß es. Und als der Zug durch Bayreuth fuhr, dachte ich, wozu soll ich erst nach Nürnberg fahren und bin einfach ausgestiegen und habe mal versucht zu fragen, wo denn Velbitz sei. Aber niemand kannte Velbitz. Die Leute sagten, vielleicht sei Selbitz gemeint. Und ich hab gedacht, vielleicht hat meine Mutter einen Schreibfehler gemacht, vielleicht wohnt sie in Selbitz. Da hab ich mich auf den Weg nach Selbitz gemacht. Hin und wieder hat uns ein Bauer auf einem Pferdefuhrwerk ein paar Kilometer mitgenommen, aber ansonsten musste ich die ganze Strecke zu Fuß gehen. Ich habe drei oder vier Tage bis Selbitz gebraucht, eine Strecke, für die ich heute mit dem Auto eine Dreiviertelstunde brauche. Aber ich konnte ja nicht weit marschieren, ich hatte Hunger und außerdem hatten wir uns den Bauch mit Beeren vollgestopft, schwarzen, süßen Beeren, die in Trauben wuchsen. Ich weiß nicht, wie die hießen. Und die haben auch satt gemacht, aber am nächsten Tag ging es uns dann doch schlecht von den vielen Beeren.“

„War das Holunder?“

„Ich weiß es nicht, es waren so kleine Trauben, schwarz und süß. Na ja, hin und wieder hat uns auch ein Bauer was zu essen gegeben. Und schließlich bin ich in Selbitz angekommen. Auf einer Brücke über einen Bach und dann war da noch eine Brücke und da standen zwei Frauen. Und die eine hat zur anderen gesagt ‚da ist wieder so ein armer Soldat‘. Da dachte ich, die Stimme kennst du doch! Das waren meine beiden Schwägerinnen. Ja, die Frau von meinem älteren Bruder und die Frau von meinem jüngeren Bruder. Die Frau von meinem älteren Bruder hatte ja auch in Neisse gewohnt und die Frau von meinem jüngeren Bruder war in Neisse zu Besuch gewesen. Da hatte sie im Radio gehört, dass Ratibor, wo sie eigentlich wohnte, von den Russen beschossen wurde. Da ist sie bei meiner Mutter geblieben. Und dann hieß es eines Tages, ein paar Tage später, dass auch Neisse evakuiert wurde und alle zum Bahnhof kommen sollten, um von dort mit Zügen nach Westen zu fahren. Meine Mutter hat

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft

Jörg M. Pönnighaus: »Heimkehr«

meinen Großvater, der nicht mehr laufen konnte, auf einen kleinen Holzwagen gesetzt, den sie sich von Nachbarn ausgeliehen hatte und ihn mit etwas Gepäck zum Bahnhof gefahren. Dort standen Züge und sie hat meinen Großvater in einen Wagon gesetzt, auf etwas Stroh und gesagt, er solle da bleiben und sich nicht fortbewegen. Und sie hat sich die Wagonnummer aufgeschrieben. Daraufhin ist sie wieder nach Hause und hat noch Koffer und anderes geholt. Das mag so zwei Stunden gedauert haben, bis sie mit beiden Schwägerinnen und den Kindern wieder am Bahnhof war. Aber da war der Zug mit meinem Großvater drin fort! Einfach weg. Sie sind dann mit einem Zug zunächst nach Görlitz gefahren. Dort wohnte eine Tante, eine Schwester von meinem Vater. Die hatten dort eine Drogerie, die auch heute noch existiert. Von dort sind sie dann wieder ein paar Tage später nach Hof. Dort standen zwei Frauen am Bahnhof, die haben vorgeschlagen, dass sie doch mit nach Selbitz kommen, dort seien schon viele Flüchtlinge. Auf die Weise sind sie nach Selbitz gekommen. Unterwegs zwischen Görlitz und Hof hat meine Mutter auf jedem Bahnhof immer wieder nach dem Zug, nach dem Wagon mit meinem Großvater gesucht. Vergeblich. Und in Hof, als sie dort ausgestiegen sind, hat sie noch einen letzten Versuch gemacht, meinen Großvater zu finden und hat die fünf Züge abgesucht, die dort standen. Und da war er tatsächlich dort, er saß immer noch auf dem Häufchen Stroh, auf dem sie ihn zurückgelassen hatte. Andere, die mitgefahren waren, hatten ihm wohl mal zu essen gegeben und ihm geholfen, wenn er pinkeln musste. Ja, und dann haben sie meinen Großvater mit nach Selbitz genommen.“

Ich ließ Herrn Kunze einfach so erzählen, ohne ihn zu unterbrechen. Vielleicht hätte mich eine andere Geschichte mehr interessiert. Aber wenn er von seiner Heimkehr erzählen wollte, war das auch gut.

*

„Erzählen Sie mir mal noch etwas von Ihrer Gelbsucht.“

„Ja, unterm Arm tut es jetzt gar nicht mehr weh. Seit der Verband fort ist. Nur der Rücken, den spüre ich noch. Wohl weil ich da ja auch immer drauf liege.“

„Aber Sie können doch rumlaufen!“

„Ja, das mache ich ja auch, aber man liegt ja doch viel. Und dann tut es halt noch weh. So viel laufen kann man in meinem Alter ja auch nicht mehr. Da zeigt sich schon das Alter. Meine Brüder sind schon beide tot. Der eine ist in Russland verschwunden, der andere ist schon mit 59 gestorben. Er war Oberamtmann bei der Arbeitsvermittlung gewesen und zehn Jahre in der Türkei, als sie dort Arbeitskräfte für Deutschland rekrutiert haben. Von dort ist er aber nach Deutschland zurück gekommen und da hat er eines Abends Fußball geguckt und ist tot umgefallen im Sessel vorm Fernseher. Das war natürlich ein schöner Tod, aber so früh! Er hatte es wohl am Herzen, aber er hat niemanden von uns erzählt, dass er es am Herzen hatte.“

„Aber erzählen Sie doch noch mal etwas von Ihrer Gelbsucht“, sagte ich etwas lauter.

„Von der Gelbsucht? In Stalingrad? Ja, wir lagen damals in einem Vorort von Stalingrad und da habe ich eines Tages gemerkt, dass meine Augen gelb geworden waren. Da bin ich zum Kompaniesanitäter hin und hab zu dem gesagt, guck mal, was ist denn mit meinen Augen los, die sind ja ganz gelb geworden. Da hat der gesagt, da musst du mit ins Krankenhaus. Aber

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft

Jörg M. Pönnighaus: »Heimkehr«

doch nicht wegen einer kleinen Gelbsucht, habe ich gemeint. Doch, doch, sonst steckst du mir die anderen an. Es gab damals wohl schon viele Fälle von Gelbsucht. Und, na ja, da bin ich halt noch mit dem Zug nach Charkow gekommen, mit dem letzten Zug aus Stalingrad raus.“

„Wann war das? Im November?“

„Ja, im November war das.“

„Hatte es schon geschneit?“

„Nein, Stalingrad lag ja weiter südlich, da fing der Winter später an. Nein, im November, als ich nach Charkow mit dem Zug fuhr, da hatte es noch nicht geschneit. Und in Charkow war ich dann zwei drei Tage in einem Lazarett und von dort bin ich in eine Art Kurlazarett der Wehrmacht gekommen. In der Nähe von Lemberg. Als ich dort zwei drei Tage war, kriegte ich plötzlich hohes Fieber. Ich hab die Schwester gerufen und gesagt, ich glaub ich hab Fieber, mir geht es nicht gut. Da hat sie Fieber gemessen. Und ich hatte 42 Fieber. Sie wollte dann einen Arzt finden, aber es ließ sich kein Arzt finden. Es gab wohl genug Ärzte, aber so abends, wie soll ich sagen, hatten die wohl ihre privaten Verhältnisse. Und es hat bis Mitternacht gedauert, bis sie den Oberarzt gefunden hat. Gegen ein Uhr kam dann auch noch der Chefarzt, weil 42 Grad Fieber – da war ihnen schon etwas mulmig. Sie wussten ja auch nicht, wo es herkam. Ob ich vielleicht das Wolhynische Fieber hatte? Jedenfalls kam ich dann noch mal in ein Krankenhaus und von dort bin ich ein paar Wochen später dann in Urlaub geschickt worden. Ich hatte ja zwei Jahre keinen Urlaub mehr gehabt.“

„War da sonst noch jemand von Ihrer Kompanie?“

„Ja, der Fourier, also der die Verteilung der Lebensmittel unter sich hatte. Der war auch mit mir im Zug nach Charkow, weil er auch Gelbsucht hatte. Als wir dann in Lemberg waren, kam er eines Morgens zu mir und hat sich von mir verabschiedet. Ich hab ihn gefragt, wo willst du denn hin. Da hat er gesagt, ich will zu unserer Kompanie zurück. Spinnst du, habe ich ihn gefragt, da kommst du doch nicht mehr hin. Ich will es aber versuchen, hat er geantwortet, so eine gute Stelle als Fourier bekomme ich bei einer anderen Einheit nie wieder. Er war von Beruf Kantor, auch aus Schlesien war er. Nein, ich habe dann nie wieder von ihm gehört.

Auf dem Rückweg vom Urlaub nach Liegnitz beim Ersatzbataillon bin ich noch in Ratibor ausgestiegen, um meiner Schwägerin Guten Tag zu sagen. Und da war mein Bruder da. Was machst du denn hier, habe ich ihn gefragt. Wir heiraten heute, ich habe Heiratsurlaub! So bin ich ausgerechnet bei seiner Heirat dabei gewesen. Ich kam dann zwei Tage zu spät zum Ersatzbataillon in Liegnitz und hatte da noch Schwierigkeiten und musste erklären, wieso ich zwei Tage zu spät kam. Na ja, es ging dann schon. Von Liegnitz kam ich dann zu einer anderen Einheit nach Ostpreußen – meine Kompanie existierte ja nicht mehr - . Ja, ich habe es gut gehabt, die Arbeit als Telefonist hat mir Spaß gemacht, wir waren doch relativ unabhängig vom Rest der Kompanie, wir hatten unser eigenes Auto. Ja, doch, es hat mir gefallen.“

„Waren Sie nie in Lebensgefahr?“

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft

Jörg M. Pönnighaus: »Heimkehr«

„Na ja, einmal bin ich verwundet worden. Von einem Granatsplitter am Unterarm, aber das war nicht so schlimm. Das ging schon. In Ostpreußen war das. Wir lagen damals mit unserer Kompanie in Königsberg und dann hieß es, wir sollten eine Nachrichteneinheit in Tapiau ablösen. Wir sind mit dem Auto dorthin gefahren und waren die einzigen, die Richtung Osten fuhren. Alles andere strömte nach Westen, Infanterie, die Flak, alles strömte nach Westen, und wir fuhren mit unserem Auto nach Osten. Als wir bei der Einheit ankamen, die wir ablösen sollten, waren die so schnell weg, hatten die so schnell gepackt, dass es überhaupt keine Übergabe mehr gab, wussten wir gar nicht, wer die Teilnehmer waren, mussten wir erst mal mühsam erkundigen, wer denn an die Vermittlung angeschlossen war. Na ja, und langsam wurden die angeschlossenen Teilnehmer immer weniger. Wir wussten ja nicht, ob sie sich nach Westen abgesetzt hatten oder ob sie von den Russen überrannt worden waren. Die lagen ja auf der anderen Seite von dem kleinen Flüschen und der Kompaniechef von der Kompanie, die Tapiau verteidigen sollte, hat zu uns gesagt, wenn es gar keine Teilnehmer mehr gebe, sollten wir uns seiner Kompanie anschließen für die Verteidigung von Tapiau. Aber da haben wir gedacht, ne, als Infanteristen haben wir doch überhaupt keine Erfahrung. Und darum, als der letzte Teilnehmer verstummte, haben wir unsere Geräte abgebaut und auf Schlitten gepackt und sind damit die 10 Kilometer zurück marschiert, wo wir das Auto gelassen hatten. Und den Chauffeur, der sich dort schon gemütlich in einem Bauernhaus eingerichtet hatte. Da stand noch ein Bauernwagen mit lauter Würsten und Schinken, sogar ein Reh war da drauf. Aber ein Rad war gebrochen, und darum war der Wagen wohl liegen geblieben. Da haben wir das Reh und solche Sachen noch oben aufs Dach von unserem Auto gepackt und sind wieder nach Königsberg zurück zu unserer Kompanie gefahren. Dort haben die Russen mit ihren Panzern in die Stadt hinein geschossen. Dabei habe ich diesen Granatsplitter in den Unterarm bekommen. Aber das war nicht weiter schlimm...

*

„Wie sind Sie von Königsberg nach Pommern gekommen?“

„Wir sind mit vielen anderen Einheiten auf einen Frachter verladen worden. In Pillau. Das war zwei Tage nachdem die Wilhelm Gustlow torpediert worden war. Und darum sind wir mit unserem Fahrzeug an Deck geblieben, weil wir dachten, na ja, wenn wir torpediert werden, dann haben wir vielleicht eine bessere Chance, wenn wir an Deck bleiben. Das war im Januar 45. Der Frachter wurde voll mit Lastwagen gestopft, mit Kränen wurden die auf die unteren Decks verladen, aber wir sind oben geblieben. Und sind dann mit dem Frachter nach Gdingen gekommen, wo wir wieder ausgeladen wurden.“

„Ah ja, und Ihre Kompanie, war das eine reine Nachrichtenkompanie?“

„Ja, wir waren so 12 Trupps, jeder Trupp mit seinem eigenen Fahrzeug und wenn wir einen Auftrag bekamen, irgendeine Einheit mit dem Telefonnetz zu verbinden, sind wir losgefahren. Wenn die Entfernung zu groß war, haben wir unterwegs eine Verstärkerstelle eingerichtet. Wenn die Entfernung nicht so groß war, haben wir die Einheit direkt verbunden. Wir waren oft tagelang weg von der Kompanie und mussten uns dann auch selbst verpflegen. Und wenn wir durch ein Dorf gefahren sind und da lief ein Schwein rum und die Russen hatten das Dorf verlassen, dann haben wir uns das Schwein natürlich eingefangen und es in den Kofferraum von unserem Auto gesperrt und es mit zur Kompanie genommen. Da war ja immer ein Metzger zur Hand, der uns dann mit frischem Fleisch versorgt hat.“

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft

Jörg M. Pönnighaus: »Heimkehr«

„Wann waren Sie eigentlich in Frankreich?“

„Ich wurde im Herbst 40 eingezogen und nach der Grundausbildung wurde unsere Kompanie an die Kanalküste nach Calais verlegt und bei gutem Wetter konnten wir von dort aus Dover sehen. Dort hatten wir die Arbeit, Kabel zu verlegen. Mit einem Lastwagen fuhren wir da rum und mussten immer so von zwei Meter Höhe von dem Lastwagen runterspringen für die Arbeiten. Aber einmal bin ich wohl falsch von dem Lastwagen gesprungen und hatte dann hinterher jedenfalls, na ja, waren hinterher meine Eier angeschwollen und ich hatte Schmerzen wie ein Gaul. Da bin ich zum Kompaniearzt gegangen, und der hat gesagt, das würde schon wieder werden. Und hat mir kalte Umschläge verordnet. Daraufhin waren die Eier am nächsten Tag doppelt so dick und er hat mich zu einem Spezialkrankenhaus nach Lille geschickt. Dort haben sie gefragt, was ich denn bis jetzt gemacht hätte und ich habe gesagt, man habe mir kalte Umschläge verordnet. Da haben die gelacht, ja, wenn man Ihnen warme Umschläge verordnet hätte, hätten Sie gar nicht zu kommen brauchen. Es war halt noch ein sehr junger Arzt gewesen bei der Kompanie. Ich habe dann warme Umschläge bekommen. Nach vierzehn Tagen war auch wieder alles gut, nur Rückenschmerzen habe ich irgendwie behalten. Die haben mich dann ein bisschen das ganze Leben geplagt. Meine Einheit war inzwischen, während ich im Lazarett in Lille war, nach Dole (in Frankreich) verlegt worden.

Von dort kamen wir im Sommer 41 nach Russland in den Mittelabschnitt. Aber als wir kurz vor Moskau waren, hieß es, unsere Einheit solle nach Afrika verlegt werden und zur Vorbereitung kämen wir wieder nach Frankreich. Es war ja doch mächtig kalt in Russland, und wir waren ganz froh, als es hieß, wir kämen nach Afrika. Da sind wir in die Nähe von Dijon gekommen. Aber wir waren nur zwei Monate dort, da hieß es, wir kämen doch nicht nach Afrika und wurden zurück nach Russland verlegt. Dieses Mal in den Südabschnitt. Wo dann ja im Sommer 42 in Richtung Stalingrad marschiert wurde.“

„Wie lange haben Sie eigentlich an den Endsieg geglaubt?“

„Na ja, also, als Stalingrad eingekesselt war und dann die ganze 6. Armee verloren ging, da habe ich nicht mehr an einen Sieg glauben können. Es ging dann ja immer nur noch zurück. Mal waren wir für ein paar Wochen irgendwo. Aber dann kam der Russe wieder näher, und wir mussten wieder zurück... So ging das ja in einem fort...“

Samstags fahre ich meist in die Therme nach Staffelstein und auf dem Rückweg esse ich im Carolinenhof in Lichtenstein zu Mittag. Dort kennt man mich. Von Selbitz fahre ich ja nur eine Stunde bis Staffelstein. Und sonntags fahre ich immer zum Kurkonzert nach Bad Steben. Mein Schwiegersohn beschwert sich immer, dass ich im Garten nichts mehr mache. Aber das mag ich nicht mehr. Dafür schickt er mir immer Rechnungen, die ich bezahlen solle. Selbst an den Heizölkosten soll ich mich zur Hälfte beteiligen, obwohl ich nur eine Einzimmerwohnung in dem Haus habe. Na ja, ich überweise das Geld einfach, ich will ja keinen Streit. Aber dafür rede ich die ganze Woche dann nicht mit meinem Schwiegersohn...“

Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft
Jörg M. Pönnighaus: »Heimkehr«